

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Unsere Musiker
Autor: Platzhoff-Lejeune, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Unsere Musiker.

Nachdruck verboten.

Vom siebenten schweizerischen Tonkünstlerfest in Neuenburg.

Mit zwölf Bildnissen.

Unsere schweizerischen Musiker haben es doch gut! Der Bund unterstützt ihr Schaffen. Der Verein schweizerischer Tonkünstler prüft ihre Werke, und, wenn sie einigermaßen brauchbar sind, führt er sie in Musterauflührungen bei der jährlichen Tagung dem Publikum vor. Zu diesen Jahrestagen eilen die Dirigenten und Musikkritiker der Schweiz und der Nachbarländer herbei. Der Chor der Feststadt müht sich mit der Einschätzung ihrer oft schwer zu singenden Werke. Ein geschultes Orchester läßt sich ihre Direktion gefallen. Ein von dem Stadtrat offeriertes Bankett vereinigt sie in gemütlicher Intimität. Trinkbrüche feiern ihre Verdienste, und die Presse verkündet am folgenden Tage ihr Lob.

Doch wir wissen es ja alle: dies ist nur die eine Seite der Sache. Der Musikerberuf ist in vielen, ja, in den meisten Fällen wie der Maler- und Dichterberuf ein glänzendes Gelingen. Von Hunderten bringen es vielleicht fünf zu angezeigten Stellungen, von zehn Komponisten hat ein einziger Erfolg. Stundengeben ist noch immer das Einträglichste. Welche tägliche Erneuerung und Gutmutigung, welche Sorge und Qual gerade in diesem Zweige des musikalischen Berufes steht, ahnen wir Nichtmusiker nur selten. Die fortgesetzte Beschäftigung mit unbegabten und launischen Schülern, die Sorge um die Erhaltung ihrer Kundschaft, die Notwendigkeit, durch Reisen in die Umgebung die Stundenzahl zu vermehren, macht aus dem Beruf des Klavierlehrers und Vereinsdirigenten kein beneidenswertes Los. Ich kenne Musiklehrer in kleinen Städten, die an zehn verschiedenen Orten Schüler und in fünf Nachbardörfern Vereine aussuchen müssen. In der Stadt selbst haben sie gar nichts zu tun: sie bewohnen sie nur als Zentrum einer großen Peripherie! Die meisten haben so angefangen — und wie viele haben es nicht weitergebracht! Aus wie wenigen Geigerlein sind Orchesterdirigenten, aus wie wenigen Musiklehrern sind berühmte Solisten und Komponisten geworden! Da ist es den eifrig und mühevoll Strebenden von Herzen zu gönnen, wenn sie einmal im Jahre die Früchte ihres Schweizes genießen dürfen, sich brüderlich zusammenfinden und ihre Werke zum Leben erwecken können! Mag es auch für viele bei dieser einen Aufführung bleiben: sie sind doch einmal gespielt und beklatscht worden; der Lorbeerkrantz blieb auch nicht aus, und seine Blätter trocknen nun über dem Klavier ihres Studierzimmers. Ja, dabei soll es nicht bleiben: sobald der Verein schweizerischer Tonkünstler über größere Mittel verfügt, wird er nicht nur die musikalische Ausbildung seiner Mitglieder sorgen und ihre Werke aufführen lassen, sondern ihnen auch zum Druck behilflich sein. Herz, was begehrst du mehr?

Gelegentlich des ersten Tonkünstlerfestes in Zürich im Jahr 1900 hat die "Schweiz" schon eine ausführliche Übersicht über die schweizerischen Musiker des neunzehnten Jahrhunderts gebracht.



Gustave Doret.

Seitdem sind zu den guten alten soviel neue Namen gekommen, daß es unmöglich scheint, jedem eine kurze Charakteristik beizufügen. Wir beschränken uns darum auf die alleinige Erwähnung der schaffenden Künstler mit Auschluß der Solisten und halten uns auch bei den Jüngern unter ihnen nur bei Namen auf, die schon mehrere, bedeutende Leistungen aufzuweisen haben.

I.

An erster Stelle wäre hier Friedrich Hegar zu nennen, wenn nicht der eben zitierte Aufsatz unserer Zeitschrift das Nötigste über ihn schon gesagt, wenn nicht gelegentlich seines Abschiedskonzertes in Zürich alle Schweizerblätter über sein Lebenswerk als Dirigent und Komponist schon referiert hätten¹⁾. Zudem war er in Neuenburg nur mit einer allerdings glänzenden Kapellmeisterleistung vertreten: seine Vorführung der Hans Huberschen Symphonie "Der Geiger von Gmünd" ward unso andachtsvoller und dankbarer angehört, als viele sich sagen müssten, daß sie ihn wohl zum letzten Mal mit dem Taktstock in der Hand sehen. — Auch von Hans Huber war an dieser Stelle schon die Rede²⁾. Mit den drei Munzinger und J. Burgmeier bestätigt er den bewährten musikalischen Ruf des Kantons Solothurn; er ist vielleicht unter allen schweizerischen Komponisten der gründlichste und zugleich fruchtbarste, ein ernster, stiller und bescheidener Künstler von erstaunlicher Vielseitigkeit. Auch bei ihm ist jede weitere Vorstellung unnötig. Wer irgend musikalisch bei uns interessiert ist, weiß, was wir an Huber, dem Symphoniker, dem Kammermusiker und Liederschöpfer haben: eine Kraft ersten Ranges, um die uns das Ausland beneidet. — Der Tod hat auch unter unsnern Musikern Ernte gehalten: nach Eduard Munzinger ist Eduard, sein Bruder, dahingerafft worden³⁾. Ebenso ist Josef Burgmeier, den wir auf der Aargauer Jahrhundertfeier zum letzten Mal gehört hatten, von uns geschieden⁴⁾; in seiner Tochter Lisa, der bekannten Altistin, hat sein Talent eine schöne Auferstehung gefeiert.

Die andern Komponisten aus den ältern Jahrgängen sind grau geworden, und ihre Photographien stimmen nicht mehr recht mit der Wirklichkeit überein. Das gilt z. B. für Karl Munzinger, den Berner Musikdirektor, dem die Bundesstadt viele genühere Abende, dem die Chormusik wertvolle Bereicherungen verdaulkt. Es gilt auch für Jaques-Dalcroze, den in Genf wirkenden Waadtländer, der sich außer einem Bäuchlein große europäische Erfolge geleistet hat. Emile Jaques-Dalcroze ist nur ein verschönernder Name der guerre — ist der bekannteste, fruchtbarste und vielseitigste, vielleicht auch begabteste unter den wel-

¹⁾ Hegars Bildnis finden unsere Referenzen in "Die Schweiz" V 1901, 82, IX 1905, 490.

²⁾ Vgl. "Die Schweiz" V 1901, 83.

³⁾ Für die drei Munzinger vgl. wiederum "Die Schweiz" V 1901, 82.

⁴⁾ Für J. Burgmeier vgl. "Die Schweiz" V 1901, 85, IX 1905, 504.



Emile Jaques-Dalcroze.



Ernst Ister.

schénen Komponisten. Er hat sich im letzten Jahrzehnt, nicht zum wenigsten durch die „Propaganda der Tot“ seiner Gattin, der vorzüglichen Sängerin Nina Faliero, einen Welt Ruf erworben. Seine Lieder, melodisch, gefällig und leicht singbar, sind auch ins Deutsche übergesetzt und in der Westschweiz schon zu Volksliedern geworden. Seine neue Gesangsmethode und seine „Kallisthene“ (Gesangsvortrag mit individuellen Gesten) haben besonders in Genf und Basel glänzende Erfolge zu verzeichnen. Der Geigenvirtuose und leider auch Komponist Marianne hat sich an seinen Triumphwagen gespannt und sein Violinkonzert in allen Weltstädten begeistert gemacht. Auch mit seinen Opern hat Jaques in letzter Zeit mehr Glück gehabt. Soviel Erfolg steigert natürlich nicht nur das Selbstbewusstsein, sondern auch die Fruchtbarkeit in unerlaubter Weise. Das Mittelmäßige und ganz Verfehlte drängt sich neben das Gute und Vorzügliche. Aber bis jetzt ist es Jaques noch nicht gelungen, sich seinen Ruhm durch minderwertige Schöpfungen zu schmälern, und wir wünschen ihm, er gebe sich dabei weniger Mühe. Seine in Neuenburg gegebene Tragédie d'amour ist ein ganz unglückliches Machtwerk. Aber es gelingen ihm immer noch kleine Meisterstückchen, und der Komponist des Waadtländer Jahrhundertspiels wird in der musikalischen Geschichte unseres Landes stets einen Ehrenplatz behaupten.

Die Welschen spielen im allgemeinen eine sehr hervorragende Rolle im Musikkleben der Schweiz. Die Zeiten, da man sich Vereinsdirigenten, Musikklehrer und bei offiziellen Anlässen selbst Komponisten aus Deutschland verschreiben mußte, sind für die deutsche Schweiz seit etwa dreißig Jahren, für das Welschland seit einem Jahrzehnt endgültig vorüber. Nur was die Zeitungen anbetrifft, sind wir dem Auslande gegenüber noch tributpflichtig. Ebenso fehlt uns immer noch eine große, eidgenössische Musikschule (Konservatorium), die unsren Dirigenten und Solisten eine vollständige Ausbildung unter der Anleitung der besten Lehrkräfte in der Heimat ermöglichte. So kommt es nicht selten vor, daß unsere Musiker, im Auslande vorgebildet, auch im Ausland bleibend wirken, weil sich ihnen in der Heimat kein bedeutendes Arbeitsfeld bietet. Zu ihnen gehört Gustave Doret aus Aigle, der sich in Paris der musikalischen Kritik, der Orchesterleitung und der Komposition beschäftigt. Das große Talent dieses Mannes hat sich vor aller Augen am Wingerfest in Biel am deutlichsten offenbart⁵⁾. Aber auch seine Lieder, sein Oratorium, seine Chöre stellen ihn in die vordere Reihe unserer Musiker. Wäre er nicht im Auslande ansässig und von einer sträflichen Bescheidenheit, so stände er im Musikkleben Europas auf einer viel höheren Stufe. Die von der Opéra comique zu Paris angenommene Oper L'Armaillu wird ihm vielleicht die Wege ebnen. Eine so vornehme Künstlernatur, die in heutzutag ganz seltenem Maße Selbstzucht übt und nur Reifes und sorgfältig Durchgearbeitetes gibt, hat wahrlich ein urecht auf die Bewunderung und Hochachtung der eigenen Landsleute. Oder wollen wir, einer alten übeln Gewohnheit treu, immer erst auf unsere großen Männer stolz sein, wenn das Ausland sie zu solchen gestempelt hat?

Bon Volkmar Andreae, obwohl er im Neuenburgischen aufgewachsen ist und französischem Wesen nahesteht, weiß man weit

⁵⁾ Vgl. „Die Schweiz“ IX 1905, 417, wo die Autoren des Bieler Festspiels.



Edouard Combe.



Peter Fähbänder.

mehr in der deutschen Schweiz⁶⁾. Und doch sind es erst sieben Jahre her, daß wir seine erste Symphonie in Bern hörten, ein sonst tüchtiges Jugendwerk, das aber niemand zu besonders großen Hoffnungen berechtigte. Ein günstiger Zufall stellte den jungen Mann an die denkbar günstigste Stelle. Als Nachfolger Hegars, zunächst als Chordirigent, dann als Kapellmeister, verstand es Andreae vermöge seines starken Temperamentes und seiner ungewöhnlichen Begabung sofort, die Aufmerksamkeit der weitesten musikalischen Kreise auf sich zu ziehen. Man wird seiner sehr modernen, dramatischen Interpretation auch der älteren Werke nicht immer mit

Zustimmung, stets aber mit Interesse folgen. Ein so ausgesprochener musikalischer Charakter wird viel Widerspruch erfahren, aber ebensoviel begeisterte Zustimmung finden. Der Komponist Andreae steht noch nicht auf der Höhe des Dirigenten, scheint aber noch vieles zu sagen zu haben und macht schon jetzt nicht wenig von sich reden. Zu welcher Höhe dieser aufgehende Stern sich erhebt, können wir heute noch nicht ermessen.

Ist Andreae der Dramatiker, so ist Joseph Lauber⁷⁾ der Lyriker unter unsren Musikern. Auch er stellt eine glückliche

Mischung des germanischen und romanischen Elementes dar, ist aber stärker nach der französischen Seite orientiert als Andreae. Als Dirigent nicht hervorragend, ist er als Liederkomponist und Kammermusiker bedeutend. Auch sein großes, in Neuenburg gespieltes Orchesterkonzert für Violine verrät eine große musikalische Veranlagung, ein reiches, inneres Leben in der Tonwelt, ein glückliches Sichvergessen und ein heiliges Schwellen in der Musik. Etwas mehr Konzentration, Kraft und Spannung wird aus diesem sympathischen und echten Talent noch Größeres werden lassen. Das könnte in Neuenburg auch sein Beruf der Vertonung alter Volkslieder (vom Basler Vokalfonzer meisterhaft vorgetragenen) beweisen.

Liederkomposition ist ja überhaupt in unserer sangesfreudigen Schweiz eine dankbare Aufgabe, an der sich viele mit Glück versuchen. Georg Haeser⁸⁾ hat es in dieser Richtung schon weit gebracht, obwohl er aller Modernität abhold scheint. Ernst Ister hat ver sucht, dramatisches Leben in ein Genre zu bringen, das sonst das Vorrecht ruhiger, stiller Entfaltung und zarter Wirkungen zu haben scheint. Seine „Quelle“, die in Neuenburg eher abfiel, scheint uns, obwohl sie sich ins Maßlose verliert, doch eine Bürgschaft künftiger trefflicher Leistungen. Nimmt man dazu seine hervorragende Stellung als Musikkritiker und Organist, so wird man künftig den Namen Ister nicht mehr ignorieren können.

Noch intensiver, ja fast ausschließlich beschäftigt sich mit Kirchenmusik der Bieler Otto Barblan, der nur für sein unvergleichliches Calvenfeestspiel eine Ausnahme gemacht hat. Drei kleine Orgelkompositionen gefielen in Neuenburg ungemein. Was er als Orchesterdirigent der geistlichen Konzerte Genss leistet, kann hier nur eben ange deutet werden. Die Art seiner schöpferischen Betätigung bringt es mit sich, daß er neben seinem Instrument verschwindet — Grund genug, ihm besonders zu erwähnen.

Noch weniger geschäft und in weiteren Kreisen noch weniger bekannt als die Orgelkomponisten sind die Musiktheoretiker und Historiker. Ihr Verzicht auf jedes praktische Wirken als Komponisten

⁶⁾ Andreaes Bildnis von Ernst Wüstenberger s. „Die Schweiz“ IX 1905, 491.

⁷⁾ Vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 83.

⁸⁾ Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 214.



Otto Barblan.



Fritz Brun.



Ernest Bloch.

und Dirigenten ist übrigens selten. Erwähnen möchte ich hier nur zwei der Hervorragendsten. Der St. Galler Dr. Karl Nef hat als Redaktor der „Schweizerischen Musikzeitung“ einen bedeutenden Einfluß auf unsere musikalische Kultur, den er in der vornehmsten und fruchtbarsten Weise ausübt. Als Dozent an der Basler Hochschule ist er einer der wenigen rein theoretischen akademischen Vertreter der Musik in der Schweiz. — Der andere Musikhistoriker G. Humbert in Lausanne hat sich durch die Übersetzung des großen Niemannschen Musiklexikons, durch Vorlesungen am Genfer Konzervatorium, durch musigeschichtliche Vorträge mit und ohne praktische Demonstrationen unter Mitwirkung von Virtuosen, sowie endlich durch die Einführung in eine französisch verfaßte Musikgeschichte (die erste!) um die wissenschaftliche und historische Seite seiner Kunst große, längst nicht genug anerkannte Verdienste erworben.

II.

Über die Jüngern möchten wir uns kurz fassen. Der Kunststand, daß einer einmal ein hübsches kleines Werk verbrochen hat, daß er einen Gesangverein leitet und Harmoniestunden gibt, ist noch kein Urrecht auf die Unsterblichkeit. Und doch: vielleicht in keinem andern Berufe so stark als in diesem nötigt der brutale Kampf ums tägliche Brot bedeutende Musiker in untergeordnete Stellungen. Die Sorge um ihr Auskommen schmiedet sie an die Sklavenkette des Stundengebens; denn, ach, gerade die niedrigen Funktionen des Musiklehrers sind am besten bezahlt, und ihre höchste Leistung, das Komponieren, ist selten mit Gewinn, häufig mit Kosten verbunden. Ehre allen, die es in er müdender Tagessarbeit dennoch wagen mit eigenen Werken hervorzutreten, die sich zu persönlichem Schaffen die Kraft und den Idealismus bewahrt haben!

Wer die kleinen Biographien, die man in dem Programmhefte der schweizerischen Musiker findet, aufmerksam studiert, wird zwischen den Zeilen deutlich genug den Kampf herausfühlen, den sie bei der Verfolgung ihres Ziels zu bestehen hatten. Die Vernunft und der väterliche Wille bannen sie in irgendeine vielleicht einträgliche, aber niedrige Stellung. Einer war Dreher, ein anderer Handlungshelfer, ein dritter Journalist, ein vierter Heilsarmeesoldat, ein fünfter praktizierender Arzt, ein sechster Theologe, ein siebenter Landwirt. Aber die Musik ließ sie nicht los. Allen Widerständen, allen Warnungen zum Trotz, brachen sie die Stäbe des goldenen Läßigs, um frei zu sein für die Musik. Das Festprogramm erzählt uns nicht, ob keiner es bereut hat. Es verrät ebenso wenig, ob die Sklaverei des Stundengebens und Dirigieren nicht ebenso hart ist wie die der Drehbank, der sonntäglichen Predigt, des Pfugs oder des Ladentisches. Amiel sagt einmal, in Gesellschaft müsse man immer so aussehen, als lebe man daheim herrlich und in Freuden, als gäbe es keine Sorge und Not, keinen Streit und keine Mühe. Diesen Eindruck machen auch unsere Musiker auf ihren Festen. Leider wissen wir, daß diese gehobene Stimmung nicht die alltägliche ist; aber wir dürfen uns ihrer doch herzlich freuen und ein wenig stolz sein auf die fleißigen und mutigen Männer, die im harten Lebenskampfe das ideale Banner der Kunst hochzuhalten und an ihren Festtagen glorreicher zu entfalten verstanden.

Es war zu Neuenburg das sie-

bente Fest in sieben Jahren. Der ersten Zürcher Tagung im Jahr 1900 war die zweite in Genf, die dritte in Bern, die vierte in Aarau, die fünfte in Basel (gemeinsam mit dem Tonkünstlerverein aus dem Reich), die sechste in Solothurn gefolgt. Hatte man anfangs geglaubt, zu jährlichen Festen mit großem Orchester und Chor das nötige Programmmaterial und die Kosten nicht aufzubringen zu können — die Festen von Aarau und Solothurn boten nur Kammermusik — so hat der rasch aufblühende Verein seitens der Komponisten soviel Einwendungen und aus den Konzertstädten soviel Unterstützung erhalten, daß die Veranstaltung eines jährlichen großen Festes nun gesichert scheint. 1907 wird Luzern unter der Leitung Musikdirektors Peter Fähbänder (der sich in Neuenburg mit einer frischen Symphonie hören ließ) die schweizerischen Musiker beherbergen; dann würde die Reihe wieder an einer weissen Stadt, vermutlich Lausanne, sein.

Abschließlich wurde es in einer Zeitschrift ohne musikalischen Fachcharakter vermeldet, das Lesergedächtnis mit Namen zu belasten, die nicht ganz im Vordergrunde stehen. Immerhin erfordert die Gerechtigkeit und die Rücksicht auf unsern Bilderschmuck wenigstens die Erwähnung noch einiger anderer Musiker, denen wir auf den Jahresfesten nicht zum ersten Mal begegneten. Da ist Edouard Combe, der eigentliche Gründer des Vereins, ein Komponist seiner, farbenprächtiger Chorwerke (diesmal Verlaines Moisson) und symphonischer Dichtungen, nebenbei ein gewandter und geistreicher Schriftsteller in musikalischen und andern Dingen; seinen charakteristischen Kopf wird keiner so bald vergessen, der ihn einmal gesehen hat. Besonderes Merkmal: kaum sehr liebenswürdig und genügt, aber auch recht kühl und grob sein. Da ist ferner Fritz Brun vom Konzervatorium in Bern, eine große, melancholische Gestalt, am Dirigentenpult eine riesenhafte Erscheinung mit gewaltigen Gesten, sonst ein gräßlicher Kopf, gequält im musikalischen Ausdruck, aber interessant, zumal für die Fachgenossen. Da ist weiter Ernest Bloch aus Genf, ein Mephistophelesgesicht mit orientalischen Typus, gewandt, klug, aber noch zu äußerlich und spielerisch. Da ist Paul Benner, ein Neuling auf den Programmen, der sich aber mit einem religiösen Chorwerk vorgestellt hat. Es ist überhaupt auffallend, wie sehr die religiöse Musik wieder in den Vordergrund der Interessen tritt. Es hängt das mit einer ganzen Kulturströmung zusammen, die eine Bielgeschmäde wieder in ihre Rechte einsetzt. Pierre Maurice, das kleine, feine Genfer Aristokratengesichtchen⁹⁾, der Schöpfer des Oratoriums „Jephthas Tochter“, in seinem Schaffen ebenfalls stark nach der Kirchenmusik neigend, war diesmal leider nicht vertreten. Woldemar Pahneke, der Geiger, der seiner Sache allzu sicher ist, meint dagegen alle Jahre etwas schicken zu müssen. Diesmal hatte er eine Sonate mit sehr bequemem Violinpart, während seine vorzügliche Begleiterin, Frau Chéridjian-Charrey aus Genf, sich am Klavier entschlich plagen mußte. Der Basler Walter Courvoisier scheint ebenfalls von seiner Zukunft als Komponist das Höchste zu erwarten, hat aber unzweifelhaft mit der Vertonung von Carl Spitteler's „Olympischen Frühling“ ein tüchtiges Talent bewiesen. Der Glarner J. Ehrhart, mit zwei ansprechenden Weihnachtsliedern gut vertreten, hatte sich durch sein Entgegenkommen zum Liebling seines Damenchores zu machen verstanden. Wenigstens sah man nach seinen



Paul Benner.



Woldemar Pahneke.



Walter Courvoisier.



Jacques Ehrhart.

⁹⁾ Vgl. „Die Schweiz“ V 1901, 87.

Noëls die meisten klatschenden Hände auf dem Podium, und beim Bankett umschwärmt ihn Autographenjägerinnen mit offenen Albums.

Sehr lustig und lehrreich war es, die Herren ihre Werke selbst dirigieren zu sehen. Die berufsmäßigen Kapellmeister unter ihnen entledigten sich ihrer Aufgabe natürlich in normaler Weise. Die andern aber waren ein bald unsagbar furchterlicher, bald unglaublich komischer Anblick. Dieser schwang den Stock wie ein General den Säbel zur Attacke; jener wehrte die Flut der Töne mit erschrockener Gebärde von sich ab. Ein anderer machte Kniee und Rumpfbiegen, Armtrecken und Kopfnicken. Wieder andere sanken in sich zusammen, sprangen plötzlich in die Höhe, schwammten auf den Wellen der Töne, wiegten sich tausend im Rhythmus, zeichneten mythologische Figuren in die Luft, stachen wütend ins Leere und sichteten die Töne verzweifelt aus dem Aelber heraus, um dann schweiztriefend mit tiefer Verbeugung den Lohn von einem dankbaren Publikum zu ernten, das ohne Ausehen der Person Gutes wie Böses hinnahm und seinen Beifall regnen ließ über Gerechte und Ungerechte. Ich scherze; die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Es ist keine Kleinigkeit für einen jungen Musiker, sein Erstlingswerk aus der Taufe zu heben, und die Gesterne, die dazu benötigt sind, scheinen ihm unsäglich gleichgültig gegenüber der Sorge, daß alles stimme und nach Wunsch zusammenklinge. Gut dirigieren ist die Hauptsache; wer auch schön dirigiert, bietet neben dem musikalischen

Genuß dem Auge etwas. Große Dirigenten haben darauf stets gesehen. — Alles in allem sind unsere Tonkünstlerfeste ein Unternehmen geworden, das sich nicht nur eingelebt hat und gewohnheitsmäßig fortgeführt wird, sondern das geradezu ein Bedürfnis für die Schaffenden sowohl, als auch für ihre Interpreten und das Publikum geworden ist. So haben die Musiker ihre feste Organisation in der Schweiz. Ihren Jahresfesten stehen die Jahresausstellungen der bildenden Künstler zur Seite. Nur die Dichter haben sich noch nicht zusammengetan. Man sieht einander wenig, man kennt einander kaum, und das mag seine guten Seiten haben. Gleichwohl träumen wir manchmal von einer gemütlichen Zusammenkunft im Sommer — vielleicht vorläufig mit Auschluß des Publikums — zu der die Schriftsteller aus Ost und West zusammenkämen, um einander aus ihren Manuskripten etwas vorzulesen. Eine freundschaftliche Diskussion in aufrichtigem Meinungsaustausch könnte folgen, die Presse nähme davon Notiz, das Publikum würde aufmerksam, die Verleger böten sich an. . . O, ich höre sie schon, die zahllosen, wohlgegrundeten Einwürfe gegen diesen Plan! Sie sind auch vor ihrer Vereinsgründung den Malern und den Musikern gemacht worden, und die Erfahrung hat sie niedergeglagen. Der Dichter ist natürlich „ganz etwas anderes“. Trotzdem — es gibt Träume, die sich nicht umbringen lassen! Freuen wir uns einstweilen an dem Erfolg unserer bildenden Künstler und unserer Komponisten, die sie zur Wirklichkeit gemacht haben!

Ed. Platzhoff-Lejeune, Bern.

Staatsgefangene auf der Festung Aarburg anno 1803.

Mit Abbildung *).

Nachdruck verboten.

Die Zeit der Helvetik war voll von politischen und sozialen Ideen, die für damals mehr einen idealen als wirklich realisierbaren Charakter hatten. Auch an hochländenden Phrasen fehlte es nicht. Nach einer Jahrhundertlang bestandenen, ja allerdings längst verknöcherten Staatsordnung mit einem ausgesprochenen Kantonsentum wogen sich die Schweizer für eine neue Ordnung in dem Wahngefühl, es brauche nur eine vollständige Vertrümmerung des Alten, um das Volk glücklich zu machen; aber dieses Volk war für den vollständigen Umsturz alles Pesthenden, zumal da dies nicht uneigennützig durch das Machtwort des Auslandes und durch fremde Waffen ins Werk gebracht werden sollte, nicht zu haben, es war dazu nicht reif. Es fehlte dem Volke das Gefühl und das Verständnis der Notwendigkeit einer so plötzlichen, alles überstürzenden Umgestaltung. Darum konnte die Helvetik dem Lande die Verhüllung und den so notwendigen innern Frieden nicht geben. Die Schweiz wurde der Kriegsschauplatz der fremden Mächte, sie war der stets glühende Herd innerer Unzufriedenheit und das Versuchsfeld von Umsturzbewegungen.

Naum war im Frühjahr 1802 das Regiment Redings durch die Unitarier gefürzt worden und hatten die Sieger versucht, das Ruder wieder zu ergreifen, da wurden sie von ihrer besten Stütze, von den ausländischen Bayonetten im Stich gelassen. Der erste französische Konsul rief die immer noch in unserem Lande stehenden weissen Truppen gemäß seiner im Frieden von Luneville übernommenen Verpflichtung aus der Schweiz zurück. Da erhoben sich alleroorts die Gegner des bestehenden Regiments. Die Hämpter kamen in Schwyz zu einer Tagfatzung zusammen und inszenierten einen allgemeinen Volksaufstand gegen die innationale, verhaftete Gewalt. In schnellem Siegeslaufe verirrten die Aufständischen die Truppen der helvetischen Regierung nach Westen und machten ihr auch dort den letzten Fußbreit Erde streitig. Da mischte sich der Gewaltige von Paris neuerdings in die schweizerischen Verhältnisse ein. Durch eine nicht miszuverstehende Proklamation gebot er beiden Parteien, die Waffen niederzulegen und Frieden zu halten. Er erklärte seinen festen Willen, dem Schweizervolke eine solche Staatseinrichtung zu geben, die für die bestehenden Verhältnisse die angemessenste sei. Damit niemand am Ernst des Befehls des fremden Machthabers zweifelte, rückten sofort von allen Seiten her französische Truppen in die Schweiz ein und besetzten das Land. Der erste Konsul wollte auch den leisesten Versuch, seine Pläne zu durchkreuzen, entgegentreten.

Der Konsul ließ er, um einzuschüchtern, ohne die helvetische Regierung darum nur im geringsten zu begrüßen, diejenigen Männer, denen er zutraute, daß sie sein Beginnen laut missbilligen werden, gefangen nehmen. Dieses Schicksal traf am 10. und 11. November 1802 den Landammann Aloys Reding von Schwyz und seinen Freund L. Aufdermaur, später General in niederländischen Diensten, den a. Seckelmeister Caspar Hirzel und a. Matsherrn Reinhard von Zürich, a. Landammann Zellweger von Trogen, a. Landammann Würsch von Unterwalden, Ex-Senator Reding und alt Untervogt Baldinger von Baden, a. Gerichtsherrn Hartmann von Thunfetter und Landvogt Mathys von Chur. Alle diese Herren wurden auf die Festung Aarburg in Haft gebracht. Alt Oberzunftmeister Andreas Merian von Basel hatte sich der Verhaftung durch die Flucht entziehen können. Die Berner Gesamtungsgesellen zogen es vor, sich rechtzeitig zu unterwerfen, und so blieben sie vor weiteren Tribulationen verschont. Zwei Tage später wurde Reinhard, der von der Municipalität Zürich zum Abgeordneten an die nach Frankreich berufenen helvetischen Konfulta gewählt worden war, wieder freigelassen. Auch die beiden Badener Reding und Baldinger konnten nach zehntägiger Haft die Festung wieder verlassen. „Wir kämpften eine Zeit lang,“ schreibt Baldinger, „ob wir von unserer Freiheit Gebrauch machen oder das Los unserer teuren Gefährten noch ferner teilen wollten; denn wir hatten nicht nur soeben frohe Tage mit jenen edlen Vaterlandsfreunden verlebt, sondern wir hielten selbst unsere Gefangenenschaft für eine ehrenvolle Auszeichnung, bei der ich vielleicht allein noch den kränkenden Gedanken hatte, dieselbe nicht in dem Maße wie die übrigen verdient zu haben.“ Auch Hartmann und Mathys scheinen ihre Freiheit bald wieder erlangt zu haben. So blieben als Opfer der fremden Tyrannie auf der Festung Aarburg fünf Männer zurück: Reding, Hirzel, Aufdermaur, Würsch und Zellweger. Ihre Erlösungskunde schlug erst nach vier Monaten, nachdem die Mediationsverfassung festgestellt war. Während dieser langen Zeit haben es Mitglieder der helvetischen Konfulta in Paris nicht an Versuchen und Verhandlungen für die Freilassung der Gefangenen von Aarburg fehlen lassen; es ist ausdrücklich bezeugt, daß die Zürcher Abgeordneten sich zweimal in der Angelegenheit an den Minister Talleyrand und einmal direkt an den ersten Konsul gewendet haben. Alles ohne Erfolg. Nebel scheinen die würdevollen Herren auf der Festung nicht behandelt worden zu sein. Das vonzeugt schon der oben zitierte Brief des Untervogts Baldinger. Der Kupferstich (63,5 : 48 cm) stellt die fünf in 25 cm hohen Gestalten in ihren Schlafröcken um einen Tisch herum stehend und sitzend dar.

B. Fricker, Baden.

*) Der schöne Kupferstich, dem das Bild der Gefangenen von Aarburg entnommen ist, röhrt von Stecher Falkeisen her; er ist Eigentum des Herrn Stadtrat Hegner-Hirzel in Baden.